

Jens Mittelsten Scheid
Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis, Daiserstr. 15 Rgb., 81371 München

Dank für die Verleihung des Deutschen Stifterpreis 2010
Frankfurt/M, 7.5.2010

Sehr verehrte Frau Bundeskanzlerin
Sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin
Sehr geehrter Herr Dr. Krull, Herr Professor Fleisch und
sehr geehrte Mitglieder des Vorstands und des Beirats des Bundesverbandes Deutscher
Stiftungen
Sehr geehrter, lieber Herr Prof. Dr. Prantl
Liebe Freunde,
Liebe Mitarbeiterinnen und liebe Mitarbeiter
der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis,
der Stiftung Interkultur,
der Franz Marc Museumsgesellschaft,
des Haus der Eigenarbeit in München und
des Kempodium e.V. in Kempten
Sehr verehrte Damen und Herren

Zunächst möchte ich Dank sagen.

Ich danke Ihnen, Herr Dr. Krull, als dem Vorsitzenden des Vorstandes des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen, für die Verleihung des Deutschen Stifterpreises sehr herzlich. Dass Sie sich in diesem Jahr für mich entschieden haben, ehrt nicht nur mich, sondern auch meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, meine Freunde, sowie die Vielen, die in unseren Projekten tätig sind und sich überaus engagieren. Was wäre ich ohne sie alle? Zugegeben: Öffentliche Ehrungen sind nicht gerade das, nach dem ich lechze. Das war wohl auch der Grund dafür, dass Sie, Herr Professor Fleisch, in einem Telefonat vorsichtig bei mir angefragt haben, ob ich denn auch bereit sei, den Preis anzunehmen. Doch ich gestehe, ich freue mich über diese Preisverleihung und möchte Ihnen, dem gesamten Vorstand und dem Beirat des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen noch einmal sehr herzlich dafür danken. Dieser Preis bietet uns die Möglichkeit, mit unseren Ideen eine breitere Öffentlichkeit anzusprechen. Und das ist wunderbar.

Danken möchte ich natürlich auch Ihnen, sehr verehrte Frau Bundeskanzlerin, dass Sie die Preisverleihung zu Ihrer persönlichen Sache gemacht haben. Ich denke, schon Ihre physische Anwesenheit zeigt, dass Bürgerengagement für Sie einen hohen Stellenwert hat. Das freut nicht nur mich, das freut alle hier im Saale.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Dr. Prantl, der die Mühe auf sich genommen hat, hier zu laudieren. Schon in den Vorgesprächen, lieber Herr Prantl, hat mich Ihr intensives Interesse an unserer Arbeit beeindruckt. Und mich hat begeistert, dass Sie darauf bestanden haben, dass wir nicht nur vorbereitend miteinander reden, sondern auch gemeinsam Projekte besuchen. Ich fühle mich durch die Begegnung mit Ihnen bereichert.

Lassen Sie mich diese ehrenvolle Gelegenheit nutzen, um noch einige Worte zu dem zu sagen, was mich bewegt.

Ende der 80er Jahre gab es eine tiefgreifende Krise in der europäischen und amerikanischen Automobilindustrie. Die Umsätze der westlichen Automobilhersteller brachen ein, die Umsätze der japanischen Autoindustrie wuchsen rasant. Offenbar produzierten die (in unserem damaligen Bewusstsein noch) ‚Emporkömmlinge‘ aus Japan nicht nur kostengünstiger, sie bauten auch die qualitativ besseren und reparaturfreundlicheren Autos. Die Aufregung war groß und man gab eine sehr breit angelegte internationale Studie in Auftrag um herauszufinden, was die Japaner anders und besser machten. Diese Studie führte zu interessanten Ergebnissen.

Es zeigte sich nämlich, dass der entscheidende Grund für den Absturz der Amerikaner und Europäer war, dass diese im Kern dem Denken von Henry Ford verwurzelt geblieben waren – Nämlich: Produktivitätssteigerungen durch Investitionen in die Beschleunigung der Produktion zu erreichen, also durch eine Verkürzung der Taktzeiten an den Bändern. Nun wissen wir aus der Physik, dass *jede* Beschleunigung irgendwann in Grenzbereiche gerät, in denen der Aufwand zum Erhalt der Beschleunigung höher wird als der Ertrag. Und genau in diese Klemme war die westliche Automobilindustrie geraten. Die Investitionen, die sie in Zubringerdienste, Qualitätssicherung und technische Rationalisierungen tätigen mussten, um das Produktionstempo weiter zu steigern, stiegen exponentiell an und ließen die Erträge abschmelzen. Der starre, der verengte Blick primär auf Beschleunigung und Wachstum hatte in eine Sackgasse geführt. Eine Weiterführung dieser Entwicklung wäre existenzgefährdend gewesen.

Ich erinnere an diesen Vorgang, weil ich die Befürchtung habe, dass wir gesamtwirtschaftlich heute in eine ähnliche Sackgasse geraten könnten. Wie gebannt schauen wir auf die Wachstumsindizes unserer Wirtschaft und zehntel Prozent Abweichungen lösen Depression oder Jubel in Fachwelt und Öffentlichkeit aus. Und die Lösung unserer großen gesellschaftlichen Probleme wird ausschließlich darin gesehen, wirtschaftliches Wachstum zu generieren. So werden wir Konsumenten offen oder sublim gedrängt, immer noch mehr zu kaufen. Und die öffentliche Hand investiert in Wachstumsbeschleunigungsgesetze. Und dies geschieht, obwohl wir doch wissen oder zumindest uns bewusst machen könnten, dass eben diese Probleme im Laufe der letzten sechzig Jahren bei fast ständigem Wachstum entstanden sind.

Sind wir sicher, dass der Wachstumszwang auf Dauer ein erfolgversprechender Weg ist? Sind wir überzeugt, dass uns dieser Weg im globalen Wettbewerb noch entscheidende Vorteile bringen kann? Und was sagen wir Vertretern sich entwickelnder Staaten, die neidvoll auf unseren Lebensstandard schauen und darum unseren Kurs mit zum Teil sehr großem Erfolg nachsteuern?

Interessant ist jedenfalls, dass die internationale Studie damals zeigte, dass die Japaner dem Westen nicht technisch weggelaufen waren sondern organisatorisch. Ihre Organisationsform bestand nicht darin, den Menschen – wie bei uns - in technische Abläufe einzuzwängen, sondern darin, menschliches Denken und Handeln ins Zentrum zu stellen und dieses technisch zu unterstützen. Ihre Produktionshallen waren nicht von Produktionsbändern dominiert, sondern von weitgehend selbständig und eigenverantwortlich arbeitenden Gruppen. Damit hatten sie die Konsequenz gezogen aus der Erfahrung und dem Wissen, dass Menschen, die für einen überschaubaren Bereich Verantwortung übertragen bekommen, diesen durch angepasste Lösungen ziemlich optimal gestalten können. Der Kostenvorteil und der Qualitätsvorsprung, den die Japaner dadurch erreicht hatten, waren gravierend.

In der Folge hat das deutsche produzierende Gewerbe sehr viel Geld und sehr viel emotionale Kraft aufgebracht, um die eigenen Produktionsprozesse nach japanischen Vorbildern radikal umzustellen. Diese – wie die Autoren der Studie sagten – „Zweite Revolution“ bestand darin, bei der Neuorganisation die Förderung der Eigenverantwortlichkeit der Mitarbeiter in den Mittelpunkt zu stellen. Merkwürdigerweise hat aber dieser große Umdenkungsprozess in der Industrie kaum Einfluss auf die öffentliche und politische Wahrnehmung unserer Wachstumsprobleme gehabt. Nach wie vor stehen rein quantitative Wachstumsindikatoren im Zentrum unseres Interesses. Dies mag zunächst verständlich erscheinen, weil natürlich Produktion, Handel und Konsum Basis jeder gesellschaftlichen Entwicklung sind, aber sie sind eben doch nicht die einzig notwendigen und einzig tragenden Elemente. Subjektives Wohlbefinden, soziale Einbindung, kulturelles Leben, Freude an Bildung, ehrenamtliches Engagement, handwerkliche Eigenarbeit, Kreativität und die Überzeugung, dass alle Mühen auch einen Sinn haben, sind ebenso wichtige Elemente. Alle diese Elemente, einschließlich der ökonomischen, stehen nicht unabhängig nebeneinander, sondern sind in vielfachen Wechselbeziehungen miteinander verwoben. Es lohnt darum, den verengten Blick auf unser ökonomisches Wachstum zu weiten. Jugendliche, die das Gefühl von Sinnlosigkeit beschleicht, investieren nicht in ihre eigene Bildung, Menschen, die sich sozial nicht eingebunden fühlen, reagieren hilflos und orientierungslos, die, die nur noch auf ihr Konto schauen, verspüren kaum noch ihre gesellschaftliche Verantwortung und die Vielen, die nur noch Beruf und Konsum kennen, werden stumpf und verlieren ihre kulturelle Kreativität. Die Liste der Interdependenzen ließe sich fortführen. Aber ich glaube schon diese wenigen Beispiele zeigen: Es gibt auch außerhalb des ökonomischen Denkens hoch wirksame Stellschrauben, die bei Gebrauch viel verändern können.

Nehmen wir unsere derzeit großen soziapolitischen Probleme: die Schwierigkeiten der Finanzierbarkeit der Sozialsysteme, die öffentliche Überschuldung und die Schaffung einer hinreichenden Anzahl auskömmlicher Beschäftigungsverhältnisse. Auch zur Bewältigung dieser bedrückenden Probleme gibt es Stellschrauben, die aus meiner Sicht zu wenig im Blick sind: Menschen, die spüren, dass sich Engagement lohnt, bringen mehr. Menschen, die sich sozial eingebunden fühlen, helfen. Menschen, die gemeinsame Visionen haben, schauen nicht ständig auf die Uhr. Menschen, die die Chance zur Eigenproduktion haben, werden kreativ und Migranten, denen Raum gegeben wird, bringen ihren Reichtum ein. Wir haben Chancen. Viele Stiftungen zeigen das durch ihre Arbeit. Die vielfältigen Fähigkeiten der Menschen die wir brauchen, sind vorhanden. Doch sie liegen brach, weil wir sie gesellschaftlich nicht hinreichend wertschätzen, weil wir ihnen zu wenig Entfaltungs- und Freiräume öffnen. Unser verengter ökonomischer Blick nimmt nur den Markt wahr. Dort haben die Dinge einen Wert und der ist bezifferbar. Alles andere scheint Nostalgie. Diese Sicht ist fatal. In der Konsequenz zerstört sie gesellschaftlichen Reichtum.

Ich danke Ihnen.